

# Hamburgische Dramaturgie.

---

Drey und achtzigstes Stück.

---

Den 16ten Februar, 1768.

---

6. **U**nd endlich, die Mißdeutung der ersten und wesentlichsten Eigenschaft, welche Aristoteles für die Sitten der tragischen Personen fodert! Sie sollen gut seyn, die Sitten. — Gut? sagt Corneille. „Wenn gut hier so viel als tugendhaft heißen soll: so wird es mit den meisten alten und neuen Tragödien übel aussehen, in welchen schlechte und lasterhafte, wenigstens mit einer Schwachheit, die nächst der Tugend so recht nicht bestehen kann, behaftete Personen genug vorkommen.“ Besonders ist ihm für seine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Aristoteles fodert, will er also durchaus für keine moralische Güte gelten lassen; es muß eine andere Art von Güte seyn, die sich mit dem moralisch Bösen eben so wohl verträgt, als mit dem moralisch Guten. Gleichwohl meint Aristoteles schlechterdings

eine moralische Güte: nur daß ihm tugendhafte Personen, und Personen, welche in gewissen Umständen tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerley sind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falsche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proairesis ist, durch welche allein, nach unserm Weltweisen, freye Handlungen zu guten oder bösen Sitten werden, hat er gar nicht verstanden. Ich kann mich ihm nicht in einen weitläufigen Beweis einlassen; er läßt sich nur durch den Zusammenhang, durch die follogistische Folge aller Ideen des griechischen Kunstrichters, einleuchtend genug führen. Ich spare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bey dieser ohnedem nur darauf ankömmt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille, bey Verfehlung des richtigen Weges, ergriffen. Dieser Ausweg lief dahin: daß Aristoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder strafbaren Neigung verstehe, so wie sie der eingeführten Person entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr schicklich beygelegt werden könne: *le caractere brillant & élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre & convenable à la personne qu'on introduit.* „Cleopatra in der Rodogune, sagt er, ist äußerst böse; da ist kein Meuchelmord, vor dem  
 „sie

„sie sich schene, wenn er sie nur auf dem Throne  
 „zu erhalten vermag, den sie allem in der Welt  
 „vorzieht; so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber  
 „alle ihre Verbrechen sind mit einer gewissen  
 „Größe der Seele verbunden, die so etwas Er-  
 „habenes hat, daß man, indem man ihre Hand-  
 „lungen verdammet, doch die Quelle, woraus  
 „sie entspringen, bewundern muß. Eben dies  
 „es getraue ich mir von dem Lügner zu sagen.  
 „Das Lügen ist unstreitig eine lasterhafte Ange-  
 „wohnheit; allein Dorant bringt seine Lügen  
 „mit einer solchen Gegenwart des Geistes, mit  
 „so vieler Lebhaftigkeit vor, daß diese Unvoll-  
 „kommenheit ihm ordentlich wohl läßt, und die  
 „Zuschauer gestehen müssen, daß die Gabe so  
 „zu lügen ein Laster sey, dessen kein Dummkopf  
 „fähig ist. — Wahrlich, einen verderblichern  
 „Einsfall hätte Corneille nicht haben können!  
 „Befolget ihn in der Ausführung, und es ist um  
 „alle Wahrheit, um alle Täuschung, um allen  
 „sittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn  
 „die Tugend, die immer bescheiden und einfältig  
 „ist, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel  
 „und romantisch: das Laster aber, mit einem  
 „Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir  
 „mögen es aus einem Gesichtspunkte nehmen,  
 „aus welchem wir wollen. Thorheit, bloß durch  
 „die unglücklichen Folgen von dem Laster abschre-  
 „cken wollen, indem man die innere Häßlichkeit

desselben verbirgt! Die Folgen sind zufällig; und die Erfahrung lehrt, daß sie eben so oft glücklich als unglücklich fallen. Dieses bezieht sich auf die Reinigung der Leidenschaften, wie sie Corneille sich dachte. Wie ich mit sie vorstelle, wie sie Aristoteles gelehrt hat, ist sie vollends nicht mit jenem trügerischen Glanze zu verbinden. Die falsche Folie, die so dem Paster untergelegt wird, macht daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine sind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben sollte. — Zwar hat schon Dacier dieser Erklärung widersprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Bossu dafür annimmt, nicht eben so nachtheilig ist, wenigstens den poetischen Vollkommenheiten des Stück's eben so nachtheilig werden kann. Er meinet nehmlich, „die Situationen sollen gut seyn,“ heisse nichts mehr als, sie sollen gut ausgedrückt seyn, *qu'elles soient bien marquées*. Das ist allerdings eine Regel, die, richtig verstanden, an ihrer Stelle, aller Aufmerksamkeit des dramatischen Dichters würdig ist. Aber wenn es die französischen Muster nur nicht bewiesen, daß man „gut ausdrücken,“ für stark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck gesetzt, bis aus charakterisirten Personen, personifirte Charaktere; aus

lastet:

lasterhaften oder tugendhaften Menschen, hagerre Gerippe von Lastern und Tugenden geworden sind. —

Hier will ich diese Materie abbrechen. Wer ihr gewachsen ist, mag die Anwendung auf unsern Richard, selbst machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu sagen. Auf welchem Theater wird er nicht gespielt, und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen? Krüger hat indeß das wenigste Verdienst darum; denn er ist ganz aus einer Erzählung in den Bremischen Beyträgen genommen. Die vielen guten satyrischen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, so wie der ganze Vorfolg der Fabel. Krügeru gehört nichts, als die dramatische Form. Doch hat wirklich unsere Bühne an Krügeru viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komischen, wie seine Candidaten beweisen. Wo er aber rührend und edel seyn will, ist er frostig und affectirt. Hr. Löwen hat seine Schriften gesammelt, unter welchen man jedoch die Geistlichen auf dem Lande vermist. Dieses war der erste dramatische Versuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloster in Berlin studierte.

Den neun und vierzigsten Abend, (Donnerstags, den 23sten Julius) ward das Lustspiel

des Hrn. von Voltaire, die Frau die Recht hat, gespielt, und zum Beschlusse des P' Affichard Ist er von Familie? (\*) wiederholt.

Die Frau, die Recht hat, ist eines von den Stücken, welche der Hr. von Voltaire für sein Hausheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es ist schon 1758 zu Carouge gespielt worden: aber noch nicht zu Paris; so viel ich weiß. Nicht als ob sie da, seit der Zeit, keine schlechtern Stücke gespielt hätten: denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl gesorgt. Sondern weil — ich weiß selbst nicht. Denn ich wenigstens möchte doch noch lieber ein großen Mann in seinem Schlafrocke und seiner Nachtmütze, als einen Stümper in seinem Freyerkleide sehen.

Charaktere und Interesse hat das Stück nicht; aber verschiedene Situationen, die komisch genug sind. Zwar ist auch das Komische aus dem allergemeinsten Fache, da es sich auf nichts als aufs Incoognito, auf Verkennungen und Mißverständnisse gründet. Doch die Lacher sind nicht eckel; am wenigsten würden es unste deutschen Lacher seyn, wenn ihnen das fremde der Sitten und die elende Uebersetzung das mot pour rire nur nicht meistens so unverständlich machte.

Den

(\*) S. den 17ten Abend Seite 131.

Den fünfzigsten Abend (Freytags den 24ten Julius) ward Gressets Sidney wiederhohlet. Den Beschluß machte, der sehende Blinde.

Dieses kleine Stück ist vom Le Grand, und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles, einem alten Stücke des de Brosse abgeborgt. Ein Officier, schon etwas bey Jahren, will eine junge Wittwe heyrathen, in die er verliebt ist, als er Ordre bekömmt, sich zur Armee zu verfügen. Er verläßt sein Versprochenes, mit den wechselseitigen Versicherungen der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Kaum aber ist er weg, so nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von diesem Officiere an. Die Tochter desselben macht sich gleichergestalt die Abwesenheit ihres Vaters zu Nuße, und nimmt einen jungen Menschen, den sie liebt, im Hause auf. Diese doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um sich selbst davon zu überzeugen, ihnen schreiben läßt, daß er sein Gesicht verlohren habe. Die List gelingt; er kömmt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, sieht er alles, was in seinem Hause vorgeht. Die Entwickelung läßt sich errathen; da der Officier an der Unbeständigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, so erlaubt er seinem Sohne, sie zu heyrathen, und der Tochter giebt er die nehmliche Erlaubniß, sich mit ihrem Geliebten zu verbinden.

binden. Die Scenen zwischen der Wittwe und dem Sohn des Officiers, in Gegenwart des lekten, haben viel Komisches; die Wittwe versichert, daß ihr der Zufall des Officiers sehr nahe gehe, daß sie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt sie seinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm sonst ihre Zärtlichkeit durch Geschehen. Das ist der Inhalt des alten Stückes vom de Brosse, (\*) und ist auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in diesem die Intrigue mit der Tochter weggelieben ist, um jene fünf Akte desto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater ist ein Onkel geworden, und was sonst dergleichen kleine Veränderungen mehr sind. Es mag endlich entstanden seyn wie es will; genug, es gefälle sehr. Die Uebersetzung ist in Versen, und vielleicht eine von den besten die wir haben; sie ist wenigstens sehr fließend, und hat viele drollige Zeilen.

(\*) Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.